

Bonaventura Caloro
Paulette e Remarque mi hanno detto All'orecchio
Successo (Rom, ITA)
Jg. 4 (1962), Nr. 2, 02.1962, Seite 28-33

Original: New York University, Fales-Library, Remarque-Collection
Signatur: R-C 8B.13/008

Paulette und Remarque sagten mir ins Ohr...

[Anfang fehlt]

... überlege einen Moment, und dann spricht er zu mir in einem Ton, den ich zunächst nicht definieren kann. Aber ich erinnere mich, dass er Schulmeister war, bevor er Romanautor wurde, und dann rahme ich seine Figur besser ein.

»Oh Gott! Ich habe meine deutsche Staatsangehörigkeit schon vor vielen Jahren verloren. Die Nazis haben sie mir weggenommen. In ihren Augen war ich das, was Ketzer in den Tagen der Heiligen Inquisition waren. Ich wurde als eine abscheuliche Person dargestellt, als etwas Unreines. Durch Zufall wurde ich vor ihren Händen und ihrer Rache gerettet. Ich war mir nicht bewusst, was in meinem Land passierte. Ich habe ruhig in Berlin gelebt und hätte geschworen, wie viele Deutsche, dass Hitler es nicht an die Macht geschafft hätte. Ich will nicht Brecht spielen, aber es ist wahr, was ich sage. Am 25. April¹ 1933 beschloss ich zu gehen, und zwar nicht aus politischen Gründen. Mein Agent bestand darauf, dass ich meinen zweiten Roman in einem sicheren Hafen schreibe, und ich dachte daran, hierher nach Porto Ronco zu kommen. Ich verließ Berlin in einem Lambda Lancia, den ich in Italien gekauft hatte und der große Neugierde erweckte. Auf dem Weg dorthin bemerkte ich die ersten Anzeichen des Umbruchs, der sich in Deutschland vollziehen würde. In diesem Auto, das einen großen Eindruck machte, wurde ich für einen Nazi-Hierarchen gehalten, und man begrüßte mich mit ausgestrecktem Arm. Fünf Tage später war Hitler an der Macht. Deutschland wurde mir zum Feind und unwirtlich. Mein erstes Buch wurde boykottiert und dann verboten. Als ich noch in Berlin war, löste die Vorführung des Films ›Im Westen nichts Neues‹, der mir überhaupt nicht gefiel und der die Hauptepisoden meines Romans falsch darstellte, Unruhen und Demonstrationen ohne Ende aus. Die jungen Leute, die nicht im Krieg gewesen waren und nicht wussten, was das ist, haben mich ausgebuht und beschimpft. Ich wurde zur Verbannung verurteilt. Ich bin nach Amerika gegangen. Und ich blieb dort bis 1950, bis ich die amerikanische Staatsbürgerschaft erhielt, ohne Pass, ohne Papiere, ohne Heimat«.

»Und Sie haben auf Englisch geschrieben?«

Remarque lehnt sich in seinem Stuhl zurück, presst seine Finger an die Augenbrauen und antwortet mir.

»Niemals, ich habe immer auf Deutsch geschrieben, und ich wüsste nicht, wie man in einer anderen Sprache schreibt.«

¹ richtig ist vermutlich: 28. Januar 1933. Anm. d. EMR-FZ.

Paulette Goddard ist im Begriff, etwas zu sagen; aber ich komme ihr unwillkürlich mit einer Frage zuvor, die ich schon lange auf den Lippen habe.

»In seinen Romanen steht immer die These vom Pazifismus im Vordergrund. Es gibt keine Schrift von ihm, die nicht auf sie anspielt oder zu ihr zurückkehrt. Ist es wirklich Ihr ›Leitmotiv‹, das Ihre Seele und Ihr Denken einfängt? Und was verstehen Sie unter Pazifismus?«

Meine Frage entlockt Remarque fast eine Geste der Verärgerung. Doch es ist Paulette, die sich einmischt: »Es ist zu einfach, Pazifismus zu sagen. Diesem Wort wird mit bössartiger und schlechter Ironie eine entartete Bedeutung beigemessen, wie Feigheit, von etwas, das die Menschenwürde herabsetzt. Nein, so kann man einen Romanautor nicht beurteilen...«. Remarque schwieg aus Höflichkeit, hörte sich den irritierten Einwand seiner Frau geduldig an, und sobald sie einen Moment innegehalten hatte, nahm er sofort wieder seinen guten, herzlichen, professoralen Tonfall an, um zu sagen:

»Ich möchte nicht als Pazifist bezeichnet werden. Ich bin und bleibe ein Gegner aller Formen des Bellizismus. Ich bin gegen den Krieg, das, ja, das kann ich sagen. Auf die ersten Kritiken, die mein ›Im Westen nichts Neues‹ hervorrief, antwortete ich: ›Nur die Schauder, die jeder schon einmal empfunden hat, nur die Schrecken des Krieges, der verzweifelte und oft rohe Selbsterhaltungstrieb, die zähe Lebenskraft im Angesicht von Tod und Zerstörung, sind Gegenstand meiner Geschichte‹. Dem hätte ich heute nichts hinzuzufügen. Wir haben gesehen, was der Zweite Weltkrieg gesät hat. Sie wollen mich als Friedenspropagandist ausgeben. Ich bin es nicht. Aber wenn ich es wäre, würde ich gerne von den Dächern schreien, was ich in meinem Herzen fühle und was eine fundamentale Wahrheit ist, nämlich dass diejenigen, die zum Krieg drängen oder die die Idee des Krieges akzeptieren, schändlich auf den Verstand der jungen Menschen spekulieren, auf ihre Offenheit, auf ihre Unkenntnis der realen Gefahren des Krieges und auf eine hartnäckige Illusion. Wenn man jung ist, glaubt man nicht an den Tod. Man kann nicht daran glauben, so sehr scheint die Idee absurd und weit entfernt zu sein; und selbst wenn man es in anderen sieht, glaubt man es auf gleiche Weise nicht, aber es lebt in uns in jedem Moment auf den Schlachtfeldern, als unbarmherziger Begleiter. Ich würde das gerne sagen können, wenn ich ein Propagandist für den Frieden wäre; aber ich bin es nicht. Meine Aufgabe ist es, die menschlichsten und dramatischsten Aspekte unserer Zeit einzufangen und auf Papier zu übertragen, und es ist nicht meine Schuld, wenn die menschliche Torheit mir ein so weites Terrain für meine Forschung und meine Phantasie bietet«.

Remarques Worte hinterließen ein wenig Elektrizität in der Luft. Paulette Goddard, die ihr Schweigen mit sichtbarer Anstrengung zurückgehalten hatte, brach es und sagte zu ihrem Mann: »Warum erinnerst du dich nicht daran, was die Nazis dir vorgeworfen haben?« Die Intonation der Stimme dieser Frage reicht aus, um in mir die Erinnerung an Paulette Goddard in der Rolle des jüdischen Mädchens in dem Film »Der große Diktator« von Chaplin zu wecken. Ich sage es, aber ich bereue es nicht, denn ein offenes und gemeinsames Lachen erschüttert die Luft und besänftigt unsere Geister. Remarque fährt fort.

»Oh, die Anschuldigungen waren viele und einige lächerlich. Manche tuschelten sogar, ich sei ein Jude, denn für viele Deutsche scheint es leider unvorstellbar, dass einer von ihnen gegen Militarismus und Krieg sein könnte, es sei denn, man sei ›ein dreckiger Jude‹. Der Vorwurf konnte mich jedoch in keiner Weise verletzen. Alle oder fast alle deutschen Intellektuellen haben aus einem natürlichen Gefühl der intellektuellen Verwandtschaft heraus mit Juden Bekanntschaft gemacht oder sind, wie ich, mit ihnen verwandt. Ich bin jedoch kein Jude. Ich wurde in Osnabrück in einer katholischen Familie geboren, die ursprünglich aus dem Rheinland, aus Düsseldorf, stammte. Mein Familienname ist nicht deutsch, sondern französisch.

Aber das sind nur Details, die nicht immer wichtig sind. Heute leben wir in erweiterten Horizonten. Wir sind Menschen auf Erden, und Grenzen fallen wie Symbole und Ketten. Ich habe durch meinen langen Aufenthalt in Amerika viel gelernt, und ich werde nicht müde, ihren demokratischen Sinn zu loben. Aber nicht nur das; es trifft vor allem bei uns Europäern das ehrliche Gefühl des Vertrauens. Wenn ich mich vorstelle und zu den Amerikanern sage: Ich bin der König von Bulgarien, stellt sich niemand taub. Sie nehmen mich beim Wort. Es ist ein Gefühl des Vertrauens in ihre Mitmenschen, das um sie herum ein Klima der Sicherheit, ein Gefühl der Leichtigkeit, einen Eindruck von moralischer Sauberkeit schafft, der die besten menschlichen Gefühle erregt und fördert. Selten habe ich in der amerikanischen Haltung ein Zeichen von Arroganz gesehen, jenen Stolz, der die Sieger dazu bringt, gegen die Besiegten zu wüten. Das ist mir einmal passiert...«.

Mit meinen Augen verfolgte ich die Reaktionen von Paulette Goddard auf die Worte ihres Mannes. Ich bemerkte, dass ihr Auge wieder lebendig wurde, reich an intelligenten Lichtern. Sie lag auf dem Sofa, die Beine angezogen; und da streckte sie sie aus, schob sie über das Sofa und stellte die Füße auf den Boden. Man konnte sehen, dass sie bereit war, etwas einzuwerfen. Und sie unterbrach Remarque und sagte: »Ja, und Amerika kann auch ein Gefühl der Reue haben. Es war noch nicht das Ende des Krieges in der Welt, als ich an die Fronten Europas geschickt wurde, um der von amerikanischen Bombenangriffen betroffenen Bevölkerung Hilfe zu bringen. In Italien war ich überall, begleitet von Anna Magnani. Ich werde diese Tage nicht vergessen. Ich wurde Zeuge von erbärmlichen und herzerreißenden Szenen. Und ich habe die Herzen der italienischen Frauen berührt und keinen Hass gefunden. Jeder verstand, dass Amerika sich an die Brust schlug und dass es durch militärische Notwendigkeit zu diesen Zerstörungsakten gezwungen worden war. Ich brachte Hilfsgüter, Lebensmittel, Erleichterungen, Medikamente nach Italien, Afrika, Burma, Japan, wo immer Menschen gelitten hatten«.

Von diesem Moment an werden die beiden Charaktere in ihre Vergangenheit projiziert. Ihre Stimmen gehen durcheinander. Ein Gefühl der Euphorie hat sie entzündet. Remarque steht von seinem Stuhl auf. Er lächelt, glücklich: Er ist von einem Anflug von Humor ergriffen. Er erzählt mir zwei amüsante Episoden, die zeigen, wie manchmal die Ironie die Oberhand über das Drama gewinnt. Während Deutschland unter Hitler stand und Remarque im New Yorker Exil war, veröffentlichte eine Zeitung in Wien ein ganzes Kapitel des verhassten Romans »Im Westen nichts Neues« und schrieb es einem unbekanntem Autor zu. Die Veröffentlichung war ein Erfolg. Und der Spott der Zeitung wurde gekrönt, als Hitler, der an der Spitze der Besatzungstruppen nach Wien gekommen war, den unbekanntem Autor aufsuchen ließ, um ihm zu gratulieren. Die Suche war natürlich vergeblich: Niemand kannte ihn und Remarques Verleger, der das Buch gedruckt hatte. Ullstein hat geschwiegen. Er hatte viele Male versucht, ihn zu retten, und dabei Kompromisse vorgeschlagen, die Remarques Würde verletzen. Einmal schlug er ihm vor, die letzten vier Zeilen des Romans zu streichen, in denen die konventionelle Formel des Kriegsberichts nachgezeichnet wird, während an diesem Tag etwas geschehen war, was der Bericht nicht erwähnte: Ein Mann war gestorben. Ullstein wollte, indem er diese letzten Zeilen strich, den Protagonisten am Leben lassen. Er könnte seiner Meinung nach – die Cleverness der Redakteure ist manchmal kurzsichtig – den Vorwand bieten, einen zweiten Roman zu schreiben und die Fortsetzung seiner Existenz mit der Rückkehr in die Heimat zu erzählen. Vergeblich wies Remarque darauf hin, dass der Roman, sobald diese vier Zeilen herausgenommen seien, völlig auseinanderfalle und keinen Sinn mehr mache: Ullstein beharrte: »Sie können eine schöne Saga machen wie die Forsytes!«

Paulette stand ebenfalls auf und setzte sich neben die Dame, die mich begleitet hatte. Sie spricht souverän, mit flüssiger Kommunikation. Von Zeit zu Zeit bringt sie eine Falte des Kleides unter und versäumt es nicht, es zu loben und zu sagen, dass es von Pucci ist, der eine glückliche Hand im »lässigen Stil« hat. Aber wenn das Kleid italienisch ist, aus bedrucktem Seidenjersey, sind die Schuhe amerikanisch: sehr hohe Absätze, wie Sandalen ohne Rückenschnürung, um den Knöchel perfekt zu betonen. Auf ihren Zehen sehe ich drei große Brillanten aus schönem Licht. Ihre Gesten sind zurückhaltend, aber sie springt von Thema zu Thema, ohne Unentschlossenheit, ohne ein Wort, das sie auslöst. Sie sagt, dass sie Italien mag; dass sie Mailand verehrt; dass es sie amüsiert, ihre Nase in die Geschäfte auf dem Monte Napoleone zu stecken; dass sie gerne bei Bagutta essen geht und fast nie bei Premieren an der Scala fehlt, auch nicht bei der vorletzten, wo sie Maria Callas bewunderte, »eine wirklich große Künstlerin mehr als eine Sängerin«, »die größte dramatische Künstlerin«. Der Faden der Rede spult sich ab: Sie spricht über Porto Ronco: »Wissen Sie, was Porto Ronco für mich ist? Es ist ein Ort, an dem ich ein- und auspacke, ein Ort des Aufbruchs und der Ankunft. Ich weiß immer noch nicht, wie ich es betrachten soll, wie die Spanier sagen, »a buen retiro«. Das Bedürfnis, umzuziehen, nach Amerika zu gehen, wieder in Kontakt mit einer eigenen Welt zu kommen, packt mich. New York zieht mich mehr aus der Ferne als aus der Nähe an. Ich bin dort geboren und fühle mich wie neugeboren, wenn ich die siebenundfünfzigste Straße auf und ab gehe. Es ist nicht die Bewegung, nicht die Wolkenkratzer, nicht die Lichter, die mich faszinieren, sondern diese Inbrunst, diese Dynamik, die sich an uns heranschleicht und wie eine Feder zuschnappt. Seit meinem 14. Lebensjahr, als ich anfang zu arbeiten und meine Mutter, die heute zurückgezogen in Kalifornien lebt, zur Verzweiflung brachte, spürte ich das, was die Amerikaner die »Herausforderung« nennen: den Wunsch, für etwas zu kämpfen, einen Weg im Leben zu eröffnen. Mit der Herausforderung »challenge« bin ich schon lange unterwegs: erst als Model, dann als Nebendarstellerin, dann als »Star« neben Charlie Chaplin und unter seiner Anleitung. Auch heute noch werden der »Wettbewerb« und die »Herausforderung« jedes Mal in mir ausgelöst, wenn ich ein wenig länger in Porto Ronco bleibe und dann umpacken und nach New York aufbrechen muss. Ich fliege zum Flughafen Malpensa oder Zürich, um das erste Flugzeug zu besteigen, und wenn ich dort unten bin, habe ich immer etwas mit meiner Kunst zu tun«.

Leicht erleuchtet im Gesicht, rattert Paulette Goddard ohne Zögern oder Zurückhaltung den Rosenkranz ihres Daseins herunter und lässt sich gerne von meiner Begleitung ausfragen, auch wenn die Fragen an Indiskretion grenzen.

»Hat der Charlot irgendeinen Einfluss auf Sie gehabt?«

»Sehr sogar. Er hat mich geformt. Er war mein wahrer Lehrer, auch während der Zeit, als er mein Ehemann war. Ich habe ihm alles zu verdanken. Nach ihm habe ich nichts mehr gelernt. Und ich verdanke ihm auch diese hartnäckige Liebe, die ich für die Kunst der Bühne habe«.

»Mögen Sie Theater oder Kino mehr?«

Bei dieser Frage nimmt ihr Gesicht einen glücklichen Ausdruck an. Sie antwortet gerne mit einer gewissen Ausdauer.

»Ich sehe nicht, welchen Unterschied es geben kann. Man ist in dem einen Fall genauso Akteur wie in dem anderen. Ich habe nie etwas anderes empfunden. Ich habe oft gehört, dass man im Theater den Kontakt zum Publikum herstellt und dass dies fehlt, wenn man vor der Kamera arbeitet. Ich denke, dass dies für diejenigen, die gute Leistungen erbringen, von geringem Wert und Interesse ist. Es gibt nur ein einziges technisches Problem, das gelöst wer-

den muss, und das ist das der Stimmabgabe. Aber darauf war ich vorbereitet, als ich die Bühne betrat. Ich hatte einen Spezialkurs in Stimmprojektion belegt, damit ich ein einfaches Flüstern zum Publikum rüberbringen konnte«.

»Wer ist Ihrer Meinung nach die beste amerikanische Schauspielerin?«

"Das ist eine heikle Frage. Ich will aber offen sein. Ich mag besonders Marilyn Monroe. Sie ist keine große Künstlerin, aber sie hat etwas an sich, das ich mag. Ich beziehe mich nicht nur auf ihre körperliche Schönheit, die bemerkenswert ist. Nur wenige Frauen haben ihren Sexappeal. Marilyn bewegt mich, weil sie das Schicksal hat, die falschen Dinge zu tun«.

Über die anderen amerikanischen »Stars« schweigt Paulette, und es gibt keine Möglichkeit, sie zum Reden zu bringen. Sie ist eher diskursiv über die Stars des Films. Allerdings macht sie sofort einen Vorbehalt gegenüber den jungen Leuten mit einem schneidenden Urteil: »Ich mag keine Neurotiker«. Und unter dieses abwertende Attribut fasst sie jeden von Marlon Brando bis Paul Newman. Sie mag jedoch zwei europäische Künstler, die ihrer Meinung nach das wahre »Appeling« haben: Raf Vallone und Yves Montand.

»Aber dann werden Sie die Stücke von Tennessee Williams nicht mögen?«

»Nein, ich mag es sehr. Ich mache einen Unterschied zwischen Schauspielern und Autoren. Das Theater von Tennessee Williams kann den Eindruck erwecken, dass es von Zynismus durchdrungen ist, und man kann auch behaupten, dass es darin keine Ideale gibt, und dass alles, was in unserem Leben faul ist, absichtlich auf die Bühne gebracht wird. Das haben wir auch kürzlich in ›Sweet Bird of Youth‹ gesehen. Aber ich verteidige Williams, und ich bin sicher, dass alle amerikanischen Frauen genauso empfinden. Immerhin hat er selbst auf die Kritik geantwortet, er habe nicht geschrieben, um dem Publikum zu gefallen, und er habe kein rosiges Bild gemalt in einer Zeit wie der unseren, in der sich die Seele unter dem Druck der wahnsinnigsten Triebe windet und von der Gewalt der Gefühle beherrscht wird. Ich respektiere seine Stücke und seine Dramen. Sie sind für mich der Spiegel unserer Zeit, und ich bin überzeugt, dass er uns läutert, indem er unsere Hässlichkeit ins Rampenlicht stellt. Wenn ich die Gelegenheit habe, werde ich nach New York zurückkehren, um seine neueste Arbeit zu sehen.«

»Sie reisen ab?«

»Ja, ich habe bereits meine Koffer gepackt. Meine ›Herausforderung‹ hat mich wieder am Hals gepackt. Aber ich habe auch etwas Praktisches in New York zu tun. Ich werde im Fernsehen sieben Episoden des berühmten Romans ›Die schwarze Braut‹ von Charles Adams spielen, der in Amerika immer noch ein großer Erfolg ist. Ich plane, ein paar Monate in New York zu bleiben, und dann wird man mich wieder in Porto Ronco sehen, in den Geschäften von Montenapoleone und Bagutta, beim Essen nach italienischer Art und beim Trinken ihres guten Soave«.

Erich Maria Remarque schwieg unterdessen und überließ seiner Frau die Szene. Er hörte ihr zu, ohne offensichtliche Anzeichen von Neugierde oder Zustimmung. Sein auf sie fixierter Blick ließ jedoch keine Geste, kein Wort aus. Aber er muss innerlich zufrieden gewesen sein. Und das wurde er offensichtlich, als Paulette sich an ihn wendend, mit schelmischer Anmut fragte: »Und was wirst du in diesen zwei Monaten tun?«

»Ich werde weiter an meinem neuesten Roman schreiben.«

Ich weiß nicht, ob dieser Satz und die unmittelbare Reaktion geschickt eingefädelt waren. Das dachte ich mir, weil es nach Theater roch. Auf jeden Fall wird der Effekt erreicht. Ich bin neugierig und werfe fragend ein.

»Schreiben Sie an Ihrem neuen Roman?«

»Ja, ich werde noch ein paar Monate brauchen, um es komplett fertig zu stellen. Ich denke daran, es ›Lissabon‹ zu nennen. Der erste Titel, der mir in den Sinn kam, war ›Eine Nacht in Lissabon‹. Dann dachte ich, ich nenne es besser ›Lissabon‹. Das Thema ist nicht allzu weit von meinem ›Arc de Triomphe‹ entfernt. Lissabon war bekanntlich die letzte Sammelstelle für Flüchtlinge in Europa. Um einige Details des Ortes besser einrahmen zu können, werde ich ihn mit meiner Frau besuchen. Ich denke, die Handlung könnte Sie interessieren. Ich habe es schon lange ausgebrütet. Ich kann meine Prosa nicht wirklich schnell zu Papier bringen. Ich muss es langsam schlucken. Ich brauche drei bis vier Jahre, um einen Roman fertigzustellen. Diesmal bin ich noch langsamer beim Schreiben. Vielleicht kehre ich zu meinen Lieblingsthemen zurück. Ich werde die Geschichte dieser letzten Arbeit von mir erwähnen. Es ist die Geschichte eines Flüchtlings. Vor dem Verlassen des Hafens von Lissabon an Bord eines Dampfers, der nach Amerika aufbricht, erinnert er sich an seine schmerzhaften Qualen in einer Nacht, die ihm den Schlaf verwehrt. Er erinnert sich, wie er wie durch ein Wunder der Verhaftung entkam und die Flucht schaffte. Unter Umständen, die von einem Schicksal arrangiert wurden, das sich als gutartig herausstellte, traf er einen kranken alten Mann, der wusste, dass er sterben würde. Er hat einen untadeligen Namen und einen Pass, der ihm nichts mehr nützen kann, denn ins Jenseits kommt man auch ohne Papiere. Zwischen dem sterbenden alten Mann und dem jungen Mann auf der Flucht wird ein Pakt der Brüderlichkeit geschlossen, der durch die Übergabe des Passes von einem zum anderen geweiht wird. Mit diesem Dokument in der Hand, das durch den einfachen Austausch eines Fotos wertvoll wird, fühlt sich der Flüchtige sicher. Doch eine Qual zieht ihm die Brust zusammen. Er könnte bis zu den Grenzen der Erlösung laufen, aber er kann es nicht. Er hat seine Frau zu Hause gelassen, auf die der Hass seiner Feinde wüten kann. Er möchte sie wiedersehen, mit ihr sprechen, vielleicht mit ihr fliehen. An dieser Stelle gibt es eine psychologische Handlung, die ihre eigenen Probleme hat und die ich Ihnen hier aus dem Stegreif nicht erklären kann. Ich werde Ihnen sagen, dass ich noch daran arbeiten muss, denn ich möchte ein sentimentales Element einfügen, das in meinem Kopf reift und das neu in der Palette meiner Fiktion erscheint. Porto Ronco hilft mir, mich mit der Stille seines Wassers und dem Blau des Himmels zu inspirieren. Ich entdecke dort eine leichte Musik, die in meinem Ohr klingt wie ein Zwergenwunder. Du weißt, dass wir Deutschen an Zwerge glauben. Ich glaube an sie noch mehr als an die anderen. Ich glaube, dass das Universum von Geistern bevölkert ist. Wir sind uns dessen nicht bewusst, aber sie sind bei uns, in unserer Nähe. Und wenn wir Gefühle haben, sind sie es, die uns das sagen. Der Lago Maggiore muss ihr Lieblingsasyl sein. Wenn ich den Strang meiner Gedanken entwirre, und wenn ich die Handlung meines Romans entfalte, fühle ich mich unterstützt, geholfen, geheimnisvoll begünstigt. Diese Villa, die ich seit dreißig Jahren besitze, liegt mir sehr am Herzen. Es hat mir immer gute Dienste geleistet und hilft mir auch jetzt noch. In seiner lateinischen Atmosphäre verspricht mein ›Lissabon‹ gut zu werden. Ich bin glücklich und zufrieden«.

Dieser letzte Satz scheint Paulette Goddard zu überraschen. Sie kann sich nicht verkneifen, laut zu sagen: »Es ist das erste Mal, dass ich meinen Mann sagen höre, er sei glücklich und zufrieden mit einem seiner Werke. Das ist noch nie passiert.« Und sie läuft, um die auf dem Tisch stehenden Gläser mit einem berühmten Brandy zu füllen und lädt uns zum Trinken ein. Erich Maria Remarque blieb teilnahmslos in seinem Sessel sitzen. Er ist darin noch mehr zurückgelehnt. Auf den Ausruf seiner Frau hin blinzelte er nicht, er bewegte seine Lippen nicht. Vielleicht tat er so, als würde er nicht hören.

Bonaventura Caloro